

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

HERAUSGEGEBEN VON DEN KANTONEN BE / BL / BS / GR

2/2017

Vernetzte Welt *Unterseekabel verbinden Menschen, Länder und Kontinente – eine Chance für die Integration?*

Nachgefragt *Backstage mit der YouTuberin Tama Gotcha!*

Anders gesagt *Andere Länder, andere Redewendungen*

Inhalt 2/2017

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Die YouTuberin Tama Gotcha! gewährt Einblicke in fremde Welten

THEMA

4 Vernetzte Welt

Die Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft verändert das Zusammenleben grundlegend → Seite 4

8 Zukunftsforscher Georges T. Roos mahnt Pessimisten zu mehr Gelassenheit

10 Die neuen Vorbilder – Stars und Sternchen in sozialen Netzwerken

12 Geflüchtet: unsere IT-Fachleute von morgen

LEBENSNAH

14 Migrantinnen und Migranten im Gesundheitswesen

AUS DEN KANTONEN

16 Basel-Stadt

17 Bern

18 Graubünden

19 Basel-Landschaft

JETZT MAL EHRlich!

20 Woher kommst du eigentlich?

Ist diese Frage eine Form von Rassismus oder bloss Ausdruck ehrlicher Neugierde? → Seite 20

INTEGRIERT

22 Auch Alltägliches hat Migrationshintergrund

MIXER

22 Glosse von Amina Abdulkadir

DÉJÀ-VU

23 Inländervorrang

Die Forderung, einheimische Arbeitssuchende vorzuziehen, ist älter als das Ragusa → Seite 23

ANDERS GESAGT

24 «Comprar gato por lebre»

IMPRESSUM



PATRICIA GANTER
SONDEREGGER,
INTEGRATIONS-
DELEGIERTE
KANTON
GRAUBÜNDEN
FOTO: ZVG

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Digitalisierung ist in aller Munde. Es vergeht kein Tag, an dem nicht darüber berichtet oder diskutiert wird. Apps ermöglichen uns das ortsunabhängige Lernen von neuen Sprachen, kluge Kühlschränke bestellen automatisch die Milch und Eier nach und Autos führen uns ohne Umweg zum nächsten freien Parkplatz. Es ist offensichtlich: Die Digitalisierung durchdringt zunehmend unseren Alltag. Neues entsteht, Altes verschwindet. Das mag manche verunsichern, aber es ist eine Frage der Zeit, bis wir uns an die bahnbrechenden Veränderungen gewöhnt haben. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass das möglich ist. Der vom technischen Fortschritt ausgelöste Wandel hatte zwar immer tief greifende Konsequenzen für das Zusammenleben, aber längerfristig haben die Menschen gelernt, die neuen Chancen für sich zu nutzen.

Auch in der sogenannten vierten industriellen Revolution, an deren Schwelle wir uns befinden, gilt es, die Gesellschaft für die Anforderungen der digitalen Welt fit zu machen. Im Integrationsbereich bedeutet das unter anderem die Einführung von ergänzenden zeitgemässen Massnahmen, die die Teilhabe von Migrantinnen und Migranten am gesellschaftlichen und beruflichen Leben weiter stärken. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir insbesondere die Medienkompetenz von bildungsfernen Menschen fördern, damit sie in diesem Transformationsprozess nicht auf der Strecke bleiben.

«Die Zukunft hat viele Namen: Für Schwache ist sie das Unerreichbare, für die Furchtsamen das Unbekannte, für die Mutigen die Chance», sagte einst der französische Schriftsteller Victor Hugo. Lassen Sie uns in dieser Umbruchphase die Mutigen sein. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre. ○

«Was hätte ich sonst in einer Moschee verloren?»

Als YouTuberin fühlt sich Tama Vakeesan alias «Tama Gotcha!» frei und schaut für SRF hinter die Kulissen der menschlichen Eigenheiten.

INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER

MIX: Frau Vakeesan, bevor Sie von SRF als YouTuberin engagiert wurden, haben Sie für Joiz Grössen aus dem Showbiz interviewt. Nun vor allem Menschen aus Ihrem persönlichen Umfeld. Ist das nicht ein Schritt zurück?

Tama Vakeesan (TV): Nein, so empfinde ich das nicht. Natürlich war es aufregend, mit Persönlichkeiten zu sprechen, die Aussergewöhnliches erreicht haben. Für mich stehen jedoch die spannenden Geschichten und die Unterhaltung des Publikums im Vordergrund. Das kann ich mit meinem YouTube-Kanal «Tama Gotcha!» auf eine sehr persönliche Art und Weise. Zudem bin ich heute frei in der Gestaltung meiner Videos; was für mich persönlich definitiv ein Schritt nach vorne ist.

MIX: Gotcha kommt vom Englischen «got you» – ich verstehe dich. Sind Sie «die neue» Kurt Aeschbacher?

TV: Der Vergleich schmeichelt mir, aber ich bleibe doch lieber die erste Tama. Kurt Aeschbacher ist aber mit seiner Empathie und seinem Interesse für die Geschichten der Gäste sicherlich ein Vorbild.

MIX: In Ihren wöchentlichen Beiträgen geht es vor allem um kulturelle Unterschiede und das persönliche hin- und hergerissen sein. Was interessiert Sie daran?

TV: Ich kann so in Welten blicken, zu denen ich sonst nur schwer Zugang hätte. Oder was hätte ich sonst in einem Afro-Barbershop, einem vietnamesischen Jugendlager oder einer Moschee verloren? Diese Türen zu öffnen, finde ich total spannend. Natürlich hat es auch mit mir persönlich zu tun. Das Leben zwischen zwei Kulturen zeigt mir täglich auf, dass Menschen ganz unterschiedliche Lebensweisen haben.

MIX: Weshalb thematisieren Sie das gerade in kurzen Videos? Wird man damit den Personen und Geschichten gerecht?

TV: Wer sich auf YouTube bewegt, muss auch in der entsprechenden Sprache kommunizieren. Die Zuschauer sind es sich dort gewohnt, kurze Videos zu schauen, und klicken bei längeren oft weg, weil sie ständig etwas Neues entdecken. Man kann nicht wie bei einer einstündigen Fernsehsendung ausführlich werden. Dafür bleibt die Geschichte knackig und man kommt schnell auf den Punkt.

MIX: Sie sagen von sich, Sie seien zu Hause das brave tamilische Mädchen gewesen und in der Schule der aufgedrehte Teenager. Ist dieser Konflikt nicht auch ein Klischee, das man von Secondas erwartet?

TV: Nur um etwas kurz klar zu stellen: Ich war zu Hause auch aufgedreht und hatte es lustig mit meiner Familie. Der Respekt vor meinen Eltern war aber immer sehr gross und die Regeln sicher strenger als bei meinen Schweizer Freundinnen. In der Schule war es für mich deshalb um einiges lockerer. Vielleicht entspreche ich in diesem Fall einfach dem Klischee.

MIX: Sie leben noch immer bei Ihren Eltern im Oberaargau. Zieht es Sie nicht in eine eigene Wohnung in einer vermeintlich offeneren Grossstadt?

TV: Natürlich hätte ich Lust auszuziehen. Ich habe jahrelang in Zürich gearbeitet und könnte es mir sehr gut vorstellen, in die Stadt zu ziehen. Aber in dieser Hinsicht bin ich tamilisch eingestellt und will meinen Eltern damit einen Gefallen tun. Ich werde vermutlich erst ausziehen, wenn ich mal verheiratet bin. ○





Vernetzte Welt *Die Digitalisierung hat längst unseren Alltag erfasst. Im Eiltempo wird sie Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und somit auch die Integrationsarbeit in den kommenden Jahren fundamental verändern. Nebst Zuversicht löst dieser globale Transformationsprozess auch Unsicherheit aus.*

TEXT: GÜVENGÜL
KÖZ BROWN
FOTO:
CLAUDIA LINK

Beam me up, Scotty!» – wie sehr haben wir Captain Kirk dafür beneidet, dass ihn sein schnauzbärtiger Chefingenieur, Montgomery Scott, nach dieser unmissverständlichen Aufforderung ganz lässig von einem entlegenen Planeten zurück auf das Raumschiff Enterprise teleportierte. So intergalaktisch stellten wir uns als Kind das grosse Mysterium Zukunft vor – eine Zukunft, die wir selbst nie zu erleben glaubten. Inzwischen sind wir in der Zukunft angekommen und reiben uns manchmal verwundert die Augen angesichts der technologischen Möglichkeiten, die sich durch die zunehmende Digitalisierung für Gesellschaft und Wirtschaft eröffnen: selbstfahrende Autos, Smartphones, Social Media, Cloud Computing und künstliche Intelligenz – um nur ein paar Beispiele aus der langen Liste zu nennen.

Zweifelsohne: Die digitale Transformation ist kein vorübergehender Trend, sondern eine tief greifende Revolution, die in den kommenden Jahren unser Privat- und Arbeitsleben weiter durchdringen und das gesellschaftliche Miteinander radikal verändern wird. Denn egal, ob man Informationen über Krankenkassen benötigt, einen Flug in die Heimat bucht, einen Job oder eine Wohnung sucht – ohne Internet ist bereits heute die Organisation von Alltag und Beruf ein fast aussichtsloses Unterfangen. Wer mit diesem Trend mithalten will, muss qualifizierte Kenntnisse im Umgang mit digitalen Medien und Hilfsmitteln vorweisen. Das tun aber längst nicht alle. Momentan weist vieles darauf hin, dass insbesondere sozial schwächere Schichten mit einer niedrigen Schulbildung die Vorteile der Digitalisierung nicht

oder nur zu einem geringen Grad nutzen. Weil Menschen mit Migrationshintergrund überproportional sozioökonomisch benachteiligt sind, sind sie besonders gefährdet, auf der Strecke zu bleiben – sowohl beruflich als auch privat. Auch wenn in der Bundesstrategie «Digitale Schweiz» (vgl. Kasten S.6) derzeit keine spezifischen Massnahmen für Migrantinnen und Migranten vorgesehen sind, liegt es auf der Hand, dass die künftige Integrationspolitik dem Rechnung tragen muss. Die Herausforderung besteht derweil darin, frühzeitig geeignete Massnahmen zu entwickeln, die den betroffenen Menschen einerseits helfen, sich in einer vom technischen Fortschritt geprägten Gesellschaft zurechtzufinden, und sie andererseits davor bewahren, gesellschaftlich weiter abzurutschen. Im Idealfall verbinden die Massnahmen die digitale und reale Welt – wie beispielsweise das Projekt Parentu. Über eine Push-App erhalten Eltern in der jeweiligen Muttersprache direkt Informationen rund um die Erziehung und die kindliche Entwicklung (vgl. S. 19).

Eszter Hargittai ist überzeugt, dass Institutionen, die sich mit Integrations- und Migrationsthemen befassen, das Augenmerk verstärkt auf Aus- und Weiterbildungsangebote richten müssen. «Besonders wichtig ist die Vermittlung und Förderung von Medienkompetenzen», so die Professorin für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Zürich. «Viele empirische Studien belegen: je höher der Bildungsstand und das Einkommen, desto grösser das Bewusstsein über die vielfältigen Möglichkeiten, die das Internet anbietet. Das heisst, diese Personen wissen besser, wie sie etwa ihre Privatsphäre in den Sozialen Medien optimal

schützen können, wo und wie relevante Informationen online abrufbar sind und wie man deren Quellen verifizieren kann. In die Pflicht müssen meiner Meinung nach vor allen Dingen die Schulen genommen werden», betont Hargittai mit Nachdruck und liefert die Begründung gleich hinterher: «Nur weil viele denken, dass Kinder und Jugendliche Digital Natives sind, sollte man nicht davon ausgehen, dass sie die gesamte Klaviatur des World Wide Webs beherrschen.»

Reproduktion bestehender Ungleichheiten

Schon seit Jahren warnen Expertinnen und Experten vor der digitalen Kluft beziehungsweise davor, dass das Internet bestehende soziale Bildungsungleichheiten reproduziert. Philippe Wampfler, Dozent und Lehrer für digitale Bildung, sieht das ähnlich: «Es ist eine Illusion zu glauben,

dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien zu mehr Bildungsgerechtigkeit bzw. zu einer egalitäreren Gesellschaft führen. Virtuelle Klassenräume oder kostenlose Onlinekurse bieten zwar freien Zugang zu Informationen und Wissen, sodass Lernen keiner Elite mehr vorbehalten ist», so der Experte. Dennoch nennt er verschiedene Bedingungen als Voraussetzung dafür, dass Kinder diese Angebote überhaupt wahrnehmen könnten. «Zentral sind Personen, die Lernprozesse begleiten können und wollen. Eltern von heute bereits benachteiligten Kindern können das in

digitalisierten Lernumgebungen nicht plötzlich besser. Vielmehr ist der Nachwuchs oft sich selbst überlassen.» Themen wie Chancengleichheit, Bildungserfolg und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben werden demnach auch im digitalen Zeitalter nicht überwunden sein.

Digitalisierung als Integrationsstütze

Da bekanntlich jede Medaille zwei Seiten hat, darf beim Effort, die Risiken einzudämmen, nicht vergessen werden, dass die Digitalisierung für die Integrationsarbeit auch ungeahnte Perspektiven eröffnet. So können Online-Tools, Apps und Web-Services Migrantinnen und Migranten vor allem in der Anfangszeit und als Überbrückung den Start in der

«Als Nabelschnur in die Heimat übernehmen Soziale Medien eine wichtige emotionale Funktion, die in der Fremde Halt gibt.»

neuen Heimat erleichtern. Die vom Runden Tisch der Zürcher Flüchtlingshilfe initiierte Gratis-App «I need» informiert beispielsweise in sieben Sprachen darüber,

wo in den Städten Aarau, Basel und Zürich Deutschkurse, Mittagstische oder medizinische Hilfe angeboten werden. Aber auch Sprach-Apps wie Duolingo können den Integrationsverlauf positiv beeinflussen. «Sie ersetzen zwar nicht die konventionellen Sprachkurse, aber als Ergänzung bieten sie den Menschen die Möglichkeit, orts- und zeitunabhängig die Sprache weiter zu festigen», erklärt Hargittai.

Auch das Engagement von Fernando Borge-Fernandez aus Chur zeigt, wie Menschen einander über Soziale Medien schnell und unbürokratisch Hilfe anbieten können (vgl. S. 10). Vor einigen Jahren hat der 41-jährige PowerJumping-Instruktor eine Facebook-Gruppe gegründet, um Menschen aus spanischsprachigen Ländern den Alltag in der Schweiz zu erleichtern. «Aufgrund der Wirtschaftskrise sind in den letzten Jahren viele Spanierinnen und Spanier in die Schweiz eingewandert und arbeiten entweder in der Bau-, Gastronomie- oder Hotelbranche. Ohne Sprachkenntnisse sind sie aber kaum in der Lage, herauszufinden, wie das Leben in der Schweiz funktioniert oder welche Rechte und Pflichten sie haben. Mit meiner Facebook-Seite erreiche ich mit einem Klick unzählige Menschen gleichzeitig, die sonst nicht die Möglichkeit hätten, an die relevanten Informationen heranzukommen.» Unwissen führe leider oft auch zur Ausbeutung der Menschen – gerade am Arbeitsplatz, gibt Borge zu bedenken. «Ich habe viele Menschen beraten, denen beispielsweise die Arbeitgebenden ihre Ansprüche auf Sozialleistungen bewusst vorenthalten haben», so Borge. Darüber hinaus übernehmen Soziale Medien wie Facebook oder Instant-Messaging-Dienste auch eine wichtige emotionale Funktion, die in der Fremde Halt gibt: Als Nabelschnur in die Heimat bieten sie den Menschen die Möglichkeit, den Kontakt zu Familien und Freunden aufrechtzuerhalten.

Vorteile im Flüchtlingsbereich

Dass die Digitalisierung eine wichtige Integrationsstütze sein kann, zeigt auch deren Bedeutung im Flüchtlingsbereich. So hat sich das vermeintliche «Luxusgerät» Smartphone bei Menschen, die vor Krieg, Gewalt oder Armut fliehen, längst als das wichtigste Überlebensinstrument etabliert. Mit Hilfe von WhatsApp, Facebook und Google Maps organisieren sie ihre Flucht, tauschen sich mit anderen über sichere Routen oder vertrauenswürdige Kontaktpersonen aus. Smartphones dienen aber auch als wichtige monetäre Sicherheit: Sie können in schwierigen Situationen in Geld umgewandelt, verliehen oder als Pfand für einen Teil der Reise hinterlegt werden. Dadurch wird das Smartphone zum zentralen Fluchthelfer und Lebensretter in Not. Gemäss Vassilis Tsianos, Migrationsforscher und Autor des Buches «Mobile Commons», sind Flüchtlinge – wie alle anderen Menschen, die viel unterwegs sind – Pioniere digitaler Kommunikation und Sozialer Medien. Der Grund dafür sei, dass junge, ambitionierte Männer und Frauen aus der unteren oder mittleren Mittelschicht der jeweiligen Länder

DIGITALE STRATEGIE DES BUNDES

Der Bundesrat hat letztes Jahr die Strategie «Digitale Schweiz» verabschiedet. Sie bildet den Leitfaden für das staatliche Handeln und zeigt auf, wo und wie Behörden, Wirtschaft, Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik zusammenarbeiten müssen, damit der Transformationsprozess zum Nutzen des Gemeinwesens gestaltet werden kann. An der ersten nationalen Konferenz, die am 20. November 2017 in Biel stattfinden wird, werden die Umsetzungsarbeiten zur Strategie «Digitale Schweiz» vorgestellt, Trends und Entwicklungen in der Informationsgesellschaft präsentiert und in Diskussionsrunden der neue Handlungsbedarf für die Mitgestaltung der zukünftigen digitalen Schweiz eruiert.

→ www.digitaldialog.swiss

bestens mit modernen Kommunikationstechnologien vertraut seien, erklärte er in einem Interview mit SRF. «Ausserdem: In vielen asiatischen und vor allem in afrikanischen Ländern gibt es keine entwickelten Festnetze. So sind die Menschen von Kindheit an mit digitalen Kommunikationsmitteln konfrontiert und können mit Handys umgehen», so Tsianos weiter.

Auch die ehrenamtliche Flüchtlingshilfe hat im Zuge der Digitalisierung neue Formen angenommen. Als 2015 Tausende von Menschen verzweifelt über die Balkanroute nach Westeuropa zu gelangen versuchten, haben die verstörenden Bilder von prügelnden ungarischen Polizisten oder im Lastwagen erstickten Menschen innerhalb der Zivilbevölkerung eine nie dagewesene Welle der Hilfsbereitschaft und Solidarität ausgelöst. Mit den vielen Aktionen und Initiativen, die gerade über Facebook und Twitter lanciert und in die reale Welt übersetzt wurden, konnte bewiesen werden, wie unbürokratisch und schnell das Engagement aus sozialen Netzwerken hinein in die Gesellschaft wirken kann. Doch wo Licht ist, ist auch Schatten. So werden im Internet ebenso rassistische Ressentiments gegen alles «Fremde» propagiert. Eszter Hargittai relativiert: «Selbstverständlich begünstigen die Sozialen Medien die schnelle Verbreitung von hasserfüllten Äusserungen und Falschinformationen, auch weil man sich auf solchen Plattformen in der Anonymität verstecken kann. Wir dürfen sie deswegen aber nicht verteufeln, denn Hass und Hetze gab es schon vor dem Internet. Der Zweite Weltkrieg ist ein gutes Beispiel dafür, um zu belegen, dass die Verbreitung von Hass und Rassismus kein Modem benötigt.» Zudem würde uns die unverblümbte Sichtbarkeit von extremem Gedankengut – egal ob von rechts oder links – davor schützen, zu glauben, dass wir in einer heilen Welt leben, so Hargittai weiter.

Wenn Algorithmen Vorurteile bestärken

Eine heile Welt ohne Vorurteile und Diskriminierung kann uns auch die vermeintlich objektive künstliche Intelligenz nicht beschermen. Schon ein kleiner Google-Selbsttest bestätigt diese Annahmen. Gibt man im Suchfeld beispielsweise den Satzanfang «Afrikaner sind ...» ein, werden automatisch folgende Vervollständigungen vorgeschlagen: «Afrikaner sind keine Flüchtlinge», «Afrikaner sind laut» oder «Afrikaner sind untreu». Dass solche Stereotypen von Suchmaschinen reproduziert werden, überrascht insofern nicht, als dass auch Algorithmen Daten verarbeiten, die von Menschen ausgehen – in diesem Fall Suchanfragen, die häufig eingetippt werden. Derzeit werden die Gefahren von algorithmischen Systemen heftig diskutiert. Nicht zuletzt deshalb, weil sie schon heute über unser Leben bestimmen: Aufgrund der

Datenspuren, die wir im Netz über Likes, besuchte Websites, online erworbene Konsumgüter oder über Freunde auf Facebook hinterlassen, werden laufend Informationen gesammelt, bewertet und miteinander verknüpft. Als Ergebnis erhalten wir individualisierte Werbung, vorselektierte Google-Suchergebnisse oder Bücher- und Filmtipps. Problematisch wird es dann, wenn ein von vielen Arbeitgebenden genutztes algorithmisches System etwa Bewerberprofile aus einem Quartier mit einer hohen Ausländer- oder Kriminalitätsrate automatisch ablehnt.

Unbekanntes Terrain

«Trotz der bevorstehenden Umwälzung wird vieles beim Alten bleiben», sagt der Zukunftsforscher Georges T. Roos im Interview mit der MIX (vgl. S. 8). Diese Vision teilen derzeit aber nicht alle Menschen, denn die Reaktionen auf den bereits spürbaren Wandel könnten nicht widersprüchlicher ausfallen: Sie reichen von Angst über Gleichgültigkeit bis

«Das vermeintliche «Luxusgerät» Smartphone hat sich bei Menschen, die vor Krieg, Gewalt oder Armut fliehen, als wichtigstes Überlebensinstrument etabliert.»

hin zu uneingeschränkter Begeisterung. Vielleicht ist dieses Spektrum an Emotionen auch derart breit gefächert, weil viele von uns das Ausmass der datenbasierten Welt und dessen Folgen weder richtig begreifen, geschweige denn sich plastisch vorstellen können. Wie sollen wir auch: Die Zukunft offenbart sich bekanntlich erst dann, wenn sie Realität geworden ist. Oder wie Bundesrat und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann anlässlich der letztjährigen Gründungsfeier der Digital Society Initiative (DSI) treffend zum Ausdruck gebracht hat: «Wir bewegen uns auf unbekanntem Terrain, das müssen wir uns eingestehen.»

LEBENSADERN AM MEERESGRUND

99 Prozent des weltweiten Telefon- und Internetverkehrs werden heute durch optische Unterseekabel übertragen. Das sind rund 300 000 Kilometer Glasfaserleitungen, die auf dem Grund der Meere die Welt miteinander verbinden. Zum Vergleich: Der Erdumfang beträgt 40 075 Kilometer.

Das Titelbild dieser Ausgabe stammt aus dem vielbeachteten Buch «The Undersea Network». Es ist 2015 erschienen und setzt sich unter anderem mit den Sicherheitsrisiken von Unterseekabeln auseinander. Die MIX-Redaktion bedankt sich bei der Autorin Nicole Starosielski von der New York University für die Zurverfügungstellung des Fotomaterials.



«Wir müssen uns vom Schwarz-Weiss-Denken befreien»

Der Luzerner Zukunftsforscher Georges T. Roos mahnt Pessimisten zu mehr Gelassenheit.

INTERVIEW: GÜVENGÜL KÖZ BROWN
FOTO: CLAUDIA LINK

MIX: Herr Roos, lassen Sie uns zuerst einen Blick in die Vergangenheit werfen: Inwiefern hat sich unser Leben verändert?

Georges T. Roos (GR): Aufgrund technischer Fortschritte hat sich unser Alltag in den letzten 20 Jahren radikal verändert. Im Mittelpunkt dieser dynamischen Entwicklung stehen das Internet und die mobile Kommunikation. Die damit verbundene allgegenwärtige Verbindungsdichte ermöglicht es uns, immer und überall auf Informationen zuzugreifen und miteinander in Dialog zu treten. Entsprechend hat auch die Art und Weise, wie wir in unserem sozialen Leben miteinander interagieren, eine neue Dimension erhalten.

Wir versenden frühmorgens Geburtstagsgrüsse über Facebook, beenden unsere Beziehungen per SMS oder suchen eine neue Partnerschaft auf Onlineplattformen.

MIX: An diese Veränderungen haben wir uns relativ schnell gewöhnt. Mehr Sorgen bereiten uns mögliche zukünftige Entwicklungen.

GR: Wir stehen an der Schwelle zur sogenannten vierten industriellen Revolution. Es ist nicht unüblich, dass Menschen durch solche historischen Umbrüche in den Wirtschafts-, Produktions- und Arbeitsformen verunsichert und überfordert werden. Auch die drei bisherigen sind nicht reibungslos über die Bühne gegangen und haben immer zu sozialen Unruhen und bisweilen gar Krawallen geführt: Man fürchtete eine Massenarbeitslosigkeit. Aber nach einiger Zeit waren nicht weniger, sondern mehr Menschen in Lohn und Arbeit gestanden, die im Durchschnitt besser qualifiziert waren und damit besser entlohnt wurden.

MIX: Bei der digitalisierten Wirtschaft besteht erneut die Befürchtung, dass die menschliche Arbeit darin überflüssig wird.

GR: Dazu gibt es unterschiedliche Meinungen. Eine Studie der Universität Oxford geht beispielsweise für den US-amerikanischen Arbeitsmarkt von einer Wegrationalisierung von 47 Prozent der Jobs in den

nächsten 10 bis 20 Jahren aus. Das ist meiner Meinung nach das absolut negativste Szenario. Erfahrungen aus den drei anderen industriellen Revolutionen zeigen, dass der technische Fortschritt ganz neue Berufe und Tätigkeiten hervorgebracht hat. Das wird mit der Digitalisierung nicht anders sein: Wenn sie vor 20 Jahren einem Unternehmen empfohlen hätten, einen Social Media Manager einzustellen, hätte man sie blöd angeschaut. Kein Mensch hätte gewusst, was das für ein Beruf ist – geschweige denn, dass man damit Geld verdienen würde.

MIX: *Gehen wir trotzdem vom schlimmsten Szenario aus: Eine Wirtschaft ohne Verdienst und somit ohne Kaufkraft würde den Zusammenbruch unseres Systems und das Ende unseres Wohlstands bedeuten. Das kann kaum das Ziel unserer Wirtschaftsordnung sein.*

GR: Da haben Sie durchaus Recht. In einem Wirtschaftssystem, in dem Werte geschaffen und Wohlstand kreiert wird, aber der Mechanismus, wie man diesen Mehrwert verteilt – nämlich hauptsächlich über Lohn –, nicht mehr funktioniert, muss man über andere Wege nachdenken. Dann sehe ich den Zeitpunkt gekommen, um über ein bedingungsloses Grundeinkommen zu diskutieren.

MIX: *Eines der grössten Risiken besteht darin, dass Menschen, die schon heute mit den rasanten Entwicklungen nicht zurechtkommen, morgen erst recht die grossen Verlierer sein werden.*

GR: Wer nicht Schritt halten kann, wird abgehängt. Dieses Risiko ist eine gesellschaftspolitische Herausforderung, auf die wir einerseits mit Bildung und andererseits mit lebenslangem Lernen reagieren müssen. Gleichzeitig dürfen wir nicht in Pessimismus verfallen. Der Mensch ist

«Kein Mensch hätte vor 20 Jahren gewusst, was ein Social Media Manager ist – geschweige denn, dass man damit Geld verdienen kann.»

ein lernfähiges Wesen. Dazu fällt mir ein guter Vergleich eines Pädagogen ein, den ich kürzlich gelesen habe: «Vor 400 Jahren waren Mönche praktisch die einzigen Menschen, die schreiben und lesen konnten. Hätte man ihnen damals die Frage gestellt:

Wie viele Menschen könnten unter den besten Bildungsvoraussetzungen das Schreiben und Lesen lernen, hätten sie das nur jedem fünften zugetraut. Wenn wir heute fragen, wie viele Menschen einmal selbst programmieren können, würden wir mit grösster Wahrscheinlichkeit die gleiche Fehleinschätzung erhalten.» In diesem Sinne plädiere auch ich für mehr Gelassenheit. Trotz der bevorstehenden Umwälzung wird zudem vieles beim Alten bleiben. Bei einem verstopften Rohr werden wir auch 2030 noch auf einen Klempner angewiesen sein. Wir dürfen aber auch die Gewinner nicht aus den Augen verlieren: Diese Gruppe wird rechtzeitig die Chancen für neue Geschäftsfelder und -modelle erkennen und umsetzen. Sie werden diejenigen sein, die die Zukunft gestalten und nicht nur darauf reagieren. Und auch dazwischen wird es viele geben, die ihren Platz in der Arbeitswelt finden werden.

MIX: *Was sind denn die nachweislichen Vorteile, die uns die Digitalisierung bescheren wird?*

GR: Zuerst müssen wir uns vom Schwarz-Weiss-Denken befreien und eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema entwickeln. Erst dann werden wir in der Lage sein, die tatsächlichen Chancen und Risiken zu erkennen. Denn neben den Gefahren wie Datensicherheit, Datenschutz oder Cyberangriffen birgt die Digitalisierung enorme Chancen. Nehmen wir als Beispiel die Demokratisierung von Wissen. Online-Unis bieten schon heute weltweit und für alle internetbasierte Gratiskurse mit anerkannten Abschlüssen an – also unabhängig von Herkunft und sozialem Status der Studierenden. Bei der weltweit grössten Plattform Coursera waren im Februar 2017 bereits über 24 Millionen Studierende registriert. Ein sichtbarer Mehrwert bedeutet auch andere, verbesserte Partizipationsmöglichkeiten: Dank Mobiltelefonen haben Kleinbauern und Gewerbler in Subsahara-Afrika plötzlich einen Marktzugang, können Kleinkredite erwerben oder sich gegen Ernteverluste versichern.

MIX: *Wird der globale Wohlstand demnach weiter ansteigen?*

GR: Die Digitalisierung ist sicherlich eine wichtige Grundlage dafür, aber genauso wichtig ist die Schaffung eines grundsätzlich gerechteren Zugangs zu den Märkten der Industrieländer. Zudem muss das Krebsgeschwür von Korruption und Miss-

wirtschaft bekämpft werden. Unter dieser Prämisse kann man tatsächlich davon ausgehen, dass der Wohlstand weltweit weiter ansteigen wird. Wenn man die Entwicklung in den vergangenen 40 Jahren anschaut, dann ist die extreme Armut auf der Welt von über 30 Prozent auf unter 10 Prozent gesunken. Auch die weltweite durchschnittliche Lebenserwartung wächst stetig und liegt heute bei über 70 Jahren. Das sind Indikatoren dafür, dass es uns besser geht denn je.

MIX: *Wird diese Entwicklung auch einen Einfluss auf Migrationsbewegungen haben?*

GR: Kurzfristig wird sich diesbezüglich nicht viel verändern. Aber längerfristig dürften vor allem materiell bedingte Migrationsbewegungen abnehmen, falls sich die bisherigen positiven Tendenzen – gemessen an Reichtum, Bildung und Gesundheit – fortsetzen. Vielen Schwellenländern bzw. früheren Entwicklungsländern ist es schon heute gelungen, wirtschaftlich derart aufzuholen, dass daraus kaufkräftige Mittelschichten entstanden sind.

«In den vergangenen 40 Jahren ist die extreme Armut auf der Welt von über 30 Prozent auf unter 10 Prozent gesunken.»

Das bestätigen auch Prospektivstudien der Weltbank und des Wolfensohn Center for Development: Beide kommen unabhängig voneinander zum Schluss, dass bis 2030 zwei Drittel der Menschen dem relativen Mittelstand angehören könnten. Experten gehen davon aus, dass die Migrationsneigung deutlich abnimmt, wenn jemand in seinem Heimatland jährlich 7000 Dollar erwirtschaften kann. Dieser Schwellenwert ist meiner Meinung nach ein realistisches und erreichbares Ziel.

MIX: *Wir können also unbesorgt in die Zukunft blicken?*

GR: Wenn wir mit «besorgt» pessimistisch meinen, dann ja. Aber das Wort Sorge hat eine wichtige andere Bedeutung: Sorge tragen. Wenn wir Sorge dazu tragen, die Weichen richtig zu stellen, müssen wir keine Angst vor der Zukunft haben, weil es insgesamt wenig vernünftige Hinweise dafür gibt, dass wir vor einer Zeitenwende zum Schlechten stehen. ○

Die neuen Vorbilder *Die Sozialen Medien sind ihre Bühne und sie die Stars einer neuen Generation. Mit ihren Posts auf Instagram, Facebook oder bei YouTube beeinflussen sie die Meinung ihrer Anhängerinnen und Anhänger. Wie das geht? Drei Influencer gewähren uns Einblicke in ihren virtuellen Alltag.*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN,
PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTOS: CORNELIA BIOTTI



Fernando Borge-Fernandez, Social-Media-Aktivist aus Chur **Hilfcenter@Facebook**

Seit rund drei Jahren unterstütze ich online Menschen aus Spanien oder Lateinamerika, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, in der Bewältigung ihres Alltags. Sei es, indem ich ihnen aufzeige, dass sie Anspruch auf Kinderzulagen oder Prämienverbilligung haben, oder sei es, um ihnen beim Erstellen von Bewerbungsunterlagen zu helfen. Auslöser für mein anfänglich ehrenamtliches Engagement war das erschütternde Schicksal eines jungen Spaniers. Er war als Au-Pair tätig, wurde aber dafür weder richtig entlohnt, noch war er versichert. Von freien Tagen konnte er nur träumen. Ich informierte ihn über seine Rechte und fand eine anständigere Gastfamilie. Um auch andere Menschen unbürokratisch und ohne Umwege beraten zu können, habe ich daraufhin eine Facebook-Gruppe gegründet. Sie wurde in kürzester Zeit schweizweit bekannt. Rund 10 000 Menschen nutzen mittlerweile das Angebot. Als mir der Aufwand zu gross wurde und ich auch die Schattenseiten des Internets, etwa unangemessene Kommentare, zu spüren bekam, übergab ich die Seite in andere Hände. Mittlerweile biete ich meine Dienstleistungen auf einer neuen Facebook-Seite an, stelle aber im Unterschied zu früher meinen Aufwand in Rechnung. Über Anfragen kann ich mich trotzdem nicht beklagen. Die Menschen sind dankbar, dass jemand für sie da ist. ○

→ www.facebook.com → **Te acompaña Nando**



Rash Sakem, Facebook- und Instagram-Star aus Bern
Der schüchterne Entertainer

Ich sei der berühmteste Afrikaner in der Schweiz, der nicht akzentfrei Deutsch spreche, hat mich mal ein Freund beschrieben. Das mit dem Akzent stimmt tatsächlich, aber mit knapp 60 000 Facebook-Followern würde ich mich noch nicht wirklich als berühmt bezeichnen. Da ist noch Luft nach oben: Schön wäre es, wenn die ganze Schweiz oder noch besser alle Menschen im deutschsprachigen Raum meine zynischen Video-clips kennen würden. In denen rege ich mich über alltägliche Dinge wie die Zeitumstellung auf oder bringe meine ganz persönliche und zum Teil unbequeme Meinung zu bedeutenderen Themen zum Ausdruck – wie beispielsweise zu unseriösen Asylsuchenden. Mir ist es egal, wenn meine Ansichten nicht allen gefallen, denn ich orientiere mich immer an den Fans, die hinter mir stehen – und die sind Gott sei Dank in der Mehrzahl. Wie meine Onlineaktivitäten in zehn Jahren aussehen werden, weiss ich nicht: a) Mache ich keine langfristigen Pläne, b) Man glaubt es kaum, aber privat bin ich ein ganz schüchterner Typ. Insofern lasse ich alles auf mich zukommen. Klar ist für mich nur, dass ich auch künftig in der Schweiz leben möchte, denn hier gefällt es mir sehr gut.

→ www.facebook.com/rash.terrible
 → www.instagram.com → **Rash Sakem**



Ilenia Toma, Bloggerin aus Birsfelden (BL)
Mit #ilivanilli die Modewelt aufgemischt

Die Neugierde für Mode wurde mir in die Wiege gelegt. Meine französische Mutter war ihre eigene Freizeitdesignerin und auch mein Vater verfügt über ein ausgeprägtes Stilempfinden – Fan ist er besonders von Designern, die aus seiner alten Heimat Italien stammen. Kein Wunder, hatte ich von klein auf hohe Ansprüche an Fashion. Sogar meine Barbies mussten daran glauben: Sobald ich sie bekam, bastelte ich ihnen sogleich neue Outfits. Mein exzentrischer Stil brachte mir aber in der Schule auch viel Spott und Häme ein. Meiner Begeisterung hat es aber keinen Abbruch getan: Bis heute schätze ich es, dass ich über die Mode Konventionen überwinden kann. Das World Wide Web bietet mir dafür einen idealen Ort, denn es kennt keine Grenzen und ist aufgeschlossen für Neues. Mich faszinieren verschiedene Stile, denn Mode kann extravagant und zugleich edgy & rock'n'roll sein. Über solche und noch viel aufregendere Aspekte schreibe ich heute in meinem Blog und zeige sie auf Instagram. Es ist kaum zu glauben: Bis vor Kurzem war ich noch Coiffeuse und heute folgen meinen Bildern und Worten über 70 000 Personen. Das einfachste, was ich ihnen rate? Keypieces wie ein opulenter Mantel oder eine auffallende Sonnenbrille. Sie verleihen jedem Outfit das gewisse Etwas.

→ www.ilivanilli.com

Der Sprung ins kalte Wasser *Über den Einstieg von Geflüchteten in den Arbeitsmarkt wird viel diskutiert. Das Projekt Powercoders geht voran und bietet ihnen Zugang in die Fachwelt von Bits und Bytes.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Die Treppe hoch in den zweiten Stock knarrt; das Haus unweit des Berner Eigerplatzes ist weit älter, aber auch schmucker als viele andere in der Gegend. Die Atmosphäre wirkt fast wohnlich. Doch hier wird konzentriert gearbeitet. An der unmittelbaren und fernerer Zukunft, die auf Bits und Bytes basiert – und auf sozialer Verantwortung. Denn das erfolgreiche IT-Unternehmen 89grad, das sich auf der ganzen Etage eingerichtet hat, ist einer von mehreren Betrieben aus der Branche, die den Teilnehmenden von Powercoders die Chance bieten, einen ersten Schritt in den Schweizer Arbeitsmarkt zu machen. Sie sind eine wichtige Stütze des privat finanzierten und vom Betriebswirtschaftler Christian Hirsig initiierten Projekts, in dem Geflüchtete zuerst einen dreimonatigen Intensivprogrammierungskurs besuchen und die erworbenen Kenntnisse anschliessend in einem Praktikum anwenden.

Unerwarteter Erfolg

Die Tibeterin Lhamo Gakyitsang ist eine von 15 Teilnehmenden aus acht Nationen, die Anfang Jahr in Bern den Pilotdurchgang absolviert haben. Zu ihrer eigenen Überraschung, denn von Programmieren hatte die 34-Jährige davor keine Ahnung. Sie lacht, während sie berichtet, wie sie im Rahmen des Aufnahmeverfahrens Macbooks nicht von Windowslaptops unterscheiden konnte. «Ich kam ja mit Informatik kaum je in Berührung; bin auf einem kleinen Bauernhof aufgewachsen, habe meine Eltern unterstützt und mich bis zur Flucht mit Restaurantjobs über Wasser gehalten», begründet sie. Fünf Jahre lebt die junge Mutter nun schon in der Schweiz und hat, sobald sie durfte, auch hier vornehmlich einfachere Arbeiten erledigt: «Ich tat, was ich von klein auf konnte, und stand für verschiedene Gemüseproduzenten im Berner Seeland im Einsatz.» Dass sie mehr auf dem Kasten hat, zeigte ihr erst der Sprung ins kalte Wasser. «Von Powercoders habe ich über eine Freundin erfahren. Nach anfänglicher Skepsis und tagelangen Internetrecherchen sowie Programmierutorials habe ich mich zur Anmeldung durchgerungen.» Glücklicherweise, denn trotz der kuriosen Laptopgeschichte hat Gakyitsang die Verantwortlichen im Assessment überzeugt – und 140 Mitbewerberinnen und Mitbewerber ausgestochen.

Dass das kein Zufall war, bestätigt einer, der es wissen muss: ihr Chef Ramun Hoffman. «Bei Powercoders geht es nicht allein um Informatikvorkenntnisse, selbst wenn diese in der Regel mitgebracht werden. Genauso wichtig sind die Motivation und die Leidenschaft, sich in die Materie einzuarbeiten und etwas daraus zu machen», so der Unternehmer. Auf Leidenschaft basiere letztendlich auch sein Engagement. «Umso erfreulicher, wenn man dadurch so tolle Menschen und begabte Mitarbeitende für sein Team gewinnen kann», freut sich der CEO und Managing Partner. Seine Mitarbeitenden teilen die Begeisterung und haben Gakyitsang bestens aufgenommen. «Einige engagierten sich sogar selbst als Programmierausbildner in den Intensivwochen», so Hoffman, der das im Sinne eines Job Enrichments mit geschenkter Arbeitszeit honorierte. Überhaupt hätten sich erfreulich viele Lehrpersonen sowie Mentorinnen und Mentoren für

das Projekt beworben, bestätigt auch Projektleiter Hirsig. Beflügelt durch den Erfolg in Bern, möchten er und sein Team es alle paar Jahre alternierend in verschiedenen Städten durchführen. Gegenwärtig läuft ein Durchgang in Zürich.

Blinddates mit Unternehmen

Hoffman und Gakyitsang haben sich im Rahmen eines sogenannten Matchings zwischen den Teilnehmenden und Firmen mit Praktikumsplätzen kennengelernt. Nach der Schulung und der Mentorbegleitung ist es der zentrale Baustein im Brückenschlag zum Arbeitsmarkt. «Entsprechend aufgeregt war ich vor diesem Tag. Ich ging fest davon aus, nicht ausgewählt zu werden», gibt Gakyitsang unumwunden zu. Doch sie machte die Rechnung ohne Hoffman, der über seine Kontakte zu den Lehrpersonen bereits ahnte, was für Potenzial in ihr steckt. Tatsächlich gibt es bei Powercoders keine Garantie für einen Praktikumsplatz, «aber aus meiner Gruppe sind alle vier Frauen und elf Männer untergekommen», freut sich Gakyitsang. Sie hebt auch hervor, wie wichtig der Vernetzungsgedanke des Projekts sei. «Im Berufsleben läuft vieles über gute Kontakte, und die fehlen den Geflüchteten natürlich. Mit den hier geknüpften Beziehungen unter den Teilnehmenden und über sie zu den anderen Praktikumsunternehmen, aber auch zu den Mentorinnen und Lehrern, erhalten wir eine einmalige Zukunftschance», so die Neo-Programmiererin. Erste nachhaltige Erfolge sind bereits jetzt erkennbar: Ein Teilnehmer hat über Powercoders eine Festanstellung bekommen, vier weitere eine Lehrstelle oder einen Uni- und FH-Studienplatz. Und Gakyitsang? «Die lassen wir nicht mehr gehen», sagt Hoffman schmunzelnd. Er hat ihr nach dem Praktikum eine Hilfsanstellung und danach eine Lehrstelle als Informatikerin angeboten. Gakyitsang strahlt: «Auf diese Herausforderung freue ich mich sehr, auch wenn ich zuerst mein Deutsch nochmals verbessern und mein Leben als Mutter neu organisieren muss.» Wer ihre Geschichte kennt, ist überzeugt, dass sie auch das meistern wird. ○

→ www.powercoders.ch



Die frisch diplomierte Lhamo Gakyitsang mit Projektleiter Christian Hirsig

FOTO ZVG

Together mit der SRG

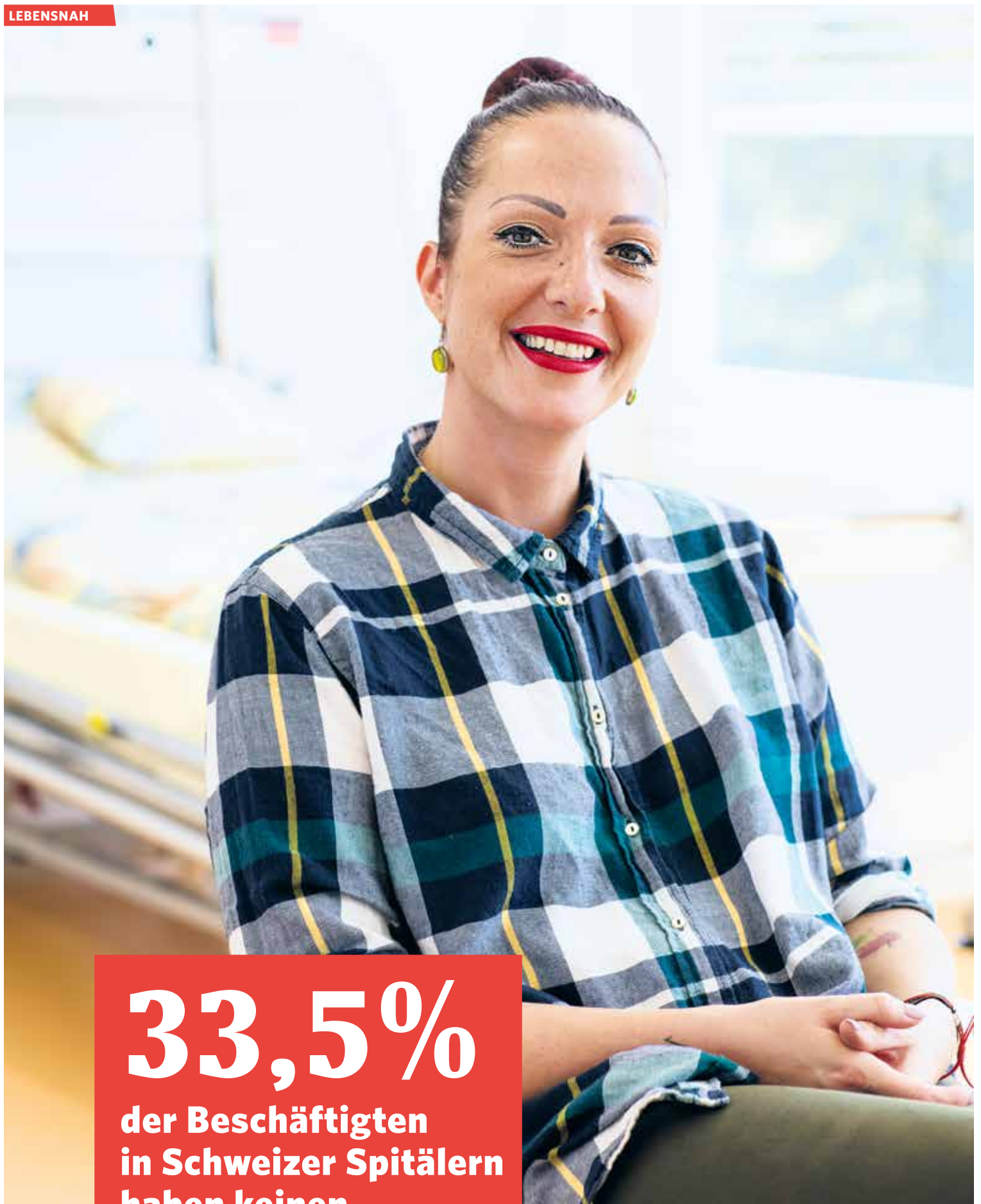
TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Nachdem der SRG lange eine mangelhafte Auseinandersetzung mit Integrationsthemen vorgeworfen wurde, übernimmt sie nun mehr und mehr Verantwortung. So lancierte sie Anfang 2017 unter dem Motto «Zusammenleben in der Schweiz» das Pilotprojekt «together»-App. Ein virtuelles und interaktives Angebot zur Integrationsförderung.

Die App greift verschiedene Alltagsthemen auf und vermittelt den Usern in sieben Sprachen und auf spielerische Art nützliches Wissen dazu. Im Quiz geht es etwa um die Frage, wieso die Abfallsäcke in der Schweiz farbig sind. Oder darum, wie lange die Autobahnvignette gültig ist, welche Sprache am südlichsten Punkt der Schweiz gesprochen wird und was «erleichterte Einbürgerung» bedeutet. Am Ende jeder Frage erscheinen vertiefende Informationen und weiterführende Links, die sich teilen und speichern lassen. Praktisch ist auch der integrierte Newsfeed mit SRG-Inhalten in Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Arabisch. Darüber hinaus verlinkt die App ihre User mit den zuständigen kantonalen Integrationsbehörden.

«Die Angebote der SRG müssen gemäss Leistungsauftrag alle Menschen im Land erreichen – auch junge Menschen und Menschen mit Migrationshintergrund», schreiben die Verantwortlichen dazu. Aber nicht nur, denn die Inhalte sind für alle interessant, die das Leben in der Schweiz besser kennenlernen oder ihr Wissen darüber testen wollen. Neuzugezogene genauso wie hier Geborene. Um all diese Menschen auch einander näherzubringen, wird die App durch eine Präsenz auf Facebook ergänzt. Dort helfen sich die User gegenseitig und leben das Miteinander in virtueller Form. ○

→ www.together-in-switzerland.ch



33,5%

**der Beschäftigten
in Schweizer Spitälern
haben keinen
Schweizer Pass.**

Von ganz unten nach ganz oben *Ana Lisanin Bibics* *bemerkenswerter Karriereaufstieg ist fast zu schön, um wahr zu sein.* *Aber bekanntlich geschehen in Bern bisweilen Wunder.*

TEXT:
GÜVENGÜL
KÖZ BROWN
FOTO:
CLAUDIA LINK

Bahnhof Bern Wankdorf, 13.35 Uhr. Die Mittagssonne knallt erbarmungslos auf den glatten Asphalt, die Luft zwischen den Häusern flirrt. Ana Lisanin Bibic wartet auf der gegenüberliegenden Strassenseite und winkt erwartungsvoll. «Beeilen wir uns», sagt sie hastig und kann sich das Lachen kaum verkneifen. «Mein Sohn schläft noch. Wenn er wach ist, können Sie das Interview vergessen. Er ist ein richtig kleiner Wirbelwind, wie er im Buche steht.» Ihr unbefangenes und herzliches Wesen lässt schnell vergessen, dass wir uns nicht kennen. Zehn Minuten später trinken wir auf ihrem gemütlichen Gartensitzplatz Kaffee und lauschen den Klängen einer «Grossstadt».

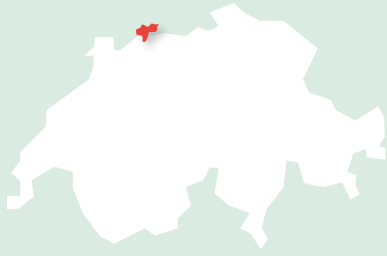
Seit 1991 lebe sie schon in der Schweiz, sagt Lisanin und erinnert sich, wie sehr sie damals ihre Eltern dafür gehasst habe, «dass sie meine Schwester und mich ohne Vorwarnung in die Schweiz brachten». Während den Sommerferien mit der Mutter, die zwei Jahre zuvor wegen einer Stelle in einem Altersheim in die Schweiz gekommen war, ein bisschen Zeit verbringen – davon ging sie aus. «Wir hatten nicht einmal die Möglichkeit, uns von unseren Freunden zu verabschieden.» Das habe sie ihnen bis ins Teenageralter nicht verziehen, sagt die heute 37-Jährige ohne Groll, beinahe sanft. Dabei, wisse sie mittlerweile, hätten sie das einzig Richtige getan: «Meine Eltern haben gespürt, dass sich ein Krieg anbahnt, und folgerichtig alles daran gesetzt, dass wir Jugoslawien so schnell wie möglich verlassen.»

«Wir hatten nicht einmal die Möglichkeit, uns von unseren Freunden zu verabschieden.»

Dem Elend des Krieges entkam sie. Den Wirren der Pubertät, in die sie quasi über Nacht hineingeschlittert sei, sei sie hingegen machtlos ausgeliefert gewesen. «Die ersten fünf Jahre war ich gut in der Schule, danach verlor ich komplett den Boden unter den Füßen.» Mehrmals von der Schule geflogen, stand sie mit 17 Jahren ohne Abschluss und ohne jegliche berufliche Perspektive da. Gestört habe sie das nicht, sagt sie kopfschüttelnd, als könne sie selbst nicht mehr glauben, was damals mit ihr los war. «Diese Null-Bock-Haltung liess meine Mutter regelrecht verzweifeln», sagt sie und fährt mit den Fingern über das streng nach hinten gebundene Haar. Ihr lebhafter Blick schweift für einen Moment in die Ferne, bevor sie mit einem breiten Lächeln fortfährt: «Irgendwann machte sie eine klare Ansage: Du fängst jetzt die einjährige Ausbildung zur Pflegeassistentin an und ziehst danach aus.» Auf diesen Deal liess sie sich ein. «Die Arbeit tat mir tatsächlich gut. Wie im Militärdienst lernte ich Disziplin und Ausdauer. Seither habe ich nicht aufgehört, mich weiterzubilden. Zur Überraschung meiner Mutter, denn die glaubte tatsächlich, dass ich für die Gesundheitsbranche zu asozial sei», erzählt sie vergnügt.

Der Rest ihrer beruflichen Karriere liest sich fast wie ein Hollywood-Drehbuch: 4-jährige Ausbildung zur Pflegefachfrau, 3-jährige Managementausbildung im Gesundheitswesen, mehrere leitende Funktionen in Spitälern. Wäre sie vor knapp zwei Jahren nicht unerwartet Mutter geworden, hätte sie auch noch ein Masterstudium angefangen. «Das hole ich nach, das steht fest – nur der Zeitpunkt noch nicht.»

Heute doziert Lisanin am Berner Bildungszentrum Pflege. «Ich unterrichte in einem 90-Prozent-Pensum alle Fächer, die einen Praxisbezug haben – von der Infusion über die Körperpflege bis hin zur Ernährung.» Damit sie selbst den Bezug zur Praxis nicht verliere, arbeite sie ausserdem einmal im Monat im Tiefenausspital. In einer Branche, die derart chronisch unter Fachkräftemangel leidet, ist sie nicht die einzige qualifizierte Arbeitskraft mit internationalen Wurzeln. 2013 lag der gesamtschweizerische Durchschnitt alleine bei Mitarbeitenden ohne Schweizer Pass bei 33,5 Prozent, in der Genferseeregion sogar bei knapp über 45 Prozent. «Ob Putzfrau oder Chefärztin – das Schweizer Gesundheitssystem würde ohne Menschen mit Migrationshintergrund nicht funktionieren», sagt sie und hält abrupt das Babyphone ans Ohr. Der Wirbelwind ist wieder wach. ○



Die transkulturelle Kompetenz erweitern

Im Pilotprojekt «Brückenbauerinnen Gundeli» unterstützen interkulturelle Vermittlerinnen sozial benachteiligte Eltern in Fragen rund um den Familienalltag. Mit Erfolg, wie sich zeigt.

TEXT: SIMONE LAPPERT

Es herrscht reger Betrieb im Büro von HEKS (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz) in Basel. Dennoch nehmen sich Cornelia Conzelmann und Irene Zwetsch Zeit für ein Gespräch. Schliesslich geht es um das Pilotprojekt «Brückenbauerinnen Gundeli», das auf Initiative einer Fachgruppe im Quartier entstand und beiden Frauen sehr am Herzen liegt. Grundlage für die Lancierung war die Beobachtung, dass es zwischen Bildungsinstitutionen und Eltern mit wenig Deutschkenntnissen wiederholt zu Missverständnissen kommt, die letztlich den Kindern zum Nachteil werden. «Oft geht es in der Umsetzung um alltägliche Kleinigkeiten, die schnell zur Überforderung werden», sagt Zwetsch und konkretisiert: «Es handelt sich um Einladungen zu Gesprächen, die die Eltern verunsichern, Aufforderungen zur Impfung, Anmeldungen zu ausserschulischen Freizeitaktivitäten oder anstehende Arztbesuche.» Seit Mai 2017 beschäftigt

HEKS in Basel nun sechs interkulturelle Vermittlerinnen in den Sprachen Albanisch, Arabisch, Englisch, Italienisch, Mazedonisch, Portugiesisch, Serbisch, Kroatisch, Bosnisch, Türkisch und Deutsch. Die Brückenbauerinnen besuchen die Familien zu Hause oder an einem Ort ihrer Wahl, begleiten sie zu Schulanlässen oder geben Informationsführungen durch die Stadt, je nach Bedürfnis. Die Beratungen sind für die Familien kostenlos. Die Vertrauensbildung sei wichtig, betont Zwetsch. Die ausgebildeten Brückenbauerinnen hätten alle selbst eine Migrationsgeschichte, seien mit den Orientierungsproblemen im Alltag vertraut und deshalb glaubwürdige Bezugspersonen. «Es geht uns darum, den Blick zu verändern», sagt Zwetsch, «nicht nur die Probleme zu sehen, sondern die transkulturelle Kompetenz zu erweitern.»

Ausarbeitung des Konzepts beteiligt. Analysen und Konzepte im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich gehören zum Fachgebiet der umtriebigen Ärztin. Für eine Bilanz sei es wohl noch zu früh, übernimmt Zwetsch wieder das Wort, die Rückmeldungen seien aber durchwegs begeistert, sowohl vonseiten der Bildungsinstitutionen als auch von den begleiteten Familien. Dass die Nachfrage gross ist, bestätigt auch Selzime Arslani, die als Brückenbauerin für italienisch- und mazedonischsprachige Familien tätig ist. «Ich wusste gar nicht, dass es so viele italienische Familien im Gundeli gibt», sagt sie am Telefon. «Die Eltern sind sehr dankbar, ich begleite sie zu Anlässen, übersetze Briefe, die sie vom Kindergarten oder der Schule bekommen, helfe, die Kinder für Sportkurse anzumelden oder in gesundheitlichen Fragen zu vermitteln.» Der gute Ruf des Projekts spreche sich schnell herum, so Arslani. Vorerst ist das Pilotprojekt auf das Gundeldingerquartier begrenzt und wird extern evaluiert. Über eine spätere Ausweitung des Projekts auf andere Quartiere würden sich nicht nur Zwetsch und Conzelmann, sondern sicherlich auch weitere Familien freuen. Am Bedarf dürfte es nicht fehlen. ○

BRÜCKENBAUERINNEN GUNDELI

Das Projekt wird von der Christoph Merian Stiftung, dem Erziehungsdepartement und dem Präsidialdepartement Basel-Stadt gesteuert und finanziert, für die Durchführung ist die HEKS-Regionalstelle beider Basel verantwortlich, unter der Leitung von Irene Zwetsch.

«Wenn wir die Eltern in ihrer Rolle stärken, bekommen die Kinder die Chance, sich bestmöglich zu entwickeln», ist auch Conzelmann überzeugt, sie ist für die Projektkoordination zuständig und war massgeblich an der

ANZEIGEN

Deutschkurse mit Kinderbetreuung

K5 Basler Kurszentrum für Menschen aus fünf Kontinenten



Deutsch SOFORT | mit Gutschein Basel-Stadt gratis
 und Deutsch am Abend | mit Gutschein Basel-Stadt gratis
 Deutsch- und Alphabetisierungskurse
 Deutsch für Schwangere und Mütter

Gundeldingerstrasse 161 | 4053 Basel
 briefkasten@k5kurszentrum.ch

www.k5kurszentrum.ch

Online-Beratung



www.ggg-help.ch

(für Migrantinnen und Migranten aus Basel)

Eulerstrasse 26
 4051 Basel
 T 061 206 92 22
 f GGG.Migration





Bern interaktiv *Das Kompetenzzentrum Integration der Stadt Bern kommuniziert vermehrt über digitale Kanäle. Mit allen Vorteilen und Herausforderungen, wie Projektleiterin Itziar Marañón weiss.*

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNFELDER

MIX: Frau Marañón, weshalb sind digitale Kommunikationsmittel für Ihre Arbeit so wichtig?

Itziar Marañón (IM): Ganz einfach – weil sie heute Standard sind und wir unsere Botschaften dort platzieren müssen, wo sie gesehen werden. Bei Kommunikationsthemen denken wir deshalb mittlerweile sofort auch an die digitalen Möglichkeiten. Egal, ob im Rahmen spezifischer Projekte oder bei der täglichen Arbeit.

MIX: Das klingt wirklich einfach.

IM: So ist es dann doch wieder nicht (lacht). Digitale Medien haben den grossen Vorteil, dass jede und jeder sie mit Inhalten füttern kann. Das heisst aber nicht, dass dies nebenher passiert. Auch wir mussten beim Aufbau unserer Facebook-Seite diesbezüglich Lehrgeld bezahlen. Heute sind wir uns über den notwendigen Pflegeaufwand zur Qualitätssicherung im Klaren und haben die Bewirtschaftung nochmals professionalisiert.

MIX: Wo sehen Sie den Nutzen dieses Aufwands?

IM: Wir können unsere Beziehung zu den Menschen, die am Thema interessiert sind, zusätzlich stärken. Vernetzung ist ein wichtiger Faktor in der Integrationsarbeit, weshalb wir auch Inhalte oder Veranstaltungshinweise unserer Projektpartner und anderer Integrationsplayer verbreiten. Facebook ist eine wunderbare Vernetzungsplattform. Für die Nutzerinnen und Nutzer wiederum hat die Seite den Vorteil, dass sie vieles an einem Ort finden.

MIX: Facebook alleine reicht aber kaum aus.

IM: Die wichtigsten und weniger kurzlebigen Informationen findet man nach wie vor auf unserer Website. Diese wurde vor zwei Jahren bewusst gestärkt und den neusten Bedürfnissen und Möglichkeiten angepasst.

So können wir heute jederzeit verschiedene Inhalte in mehreren Sprachen vernetzen und zugänglich machen. Mit allen Vorteilen, die das Web zusätzlich bietet.

MIX: Welche Vorteile meinen Sie?

IM: Vor allem die Interaktivität: Eines unserer erfolgreichsten Projekte ist «Hallo Nachbarin – Hallo Nachbar» zum Thema Nachbarschaftspflege. Es bietet u.a. die Möglichkeit, aus Piktogrammen und mehrsprachigen Textbausteinen selber Merkblätter zusammenzustellen, herunterzuladen und auszudrucken. Oder unser interaktives Sensibilisierungsquiz mit laufend erneuerten Fakten gegen Vorurteile. Und natürlich praktische Suchfunktionen wie bei der Sprachkursdatenbank, die der Kanton Bern entwickelt hat und von der wir ebenfalls profitieren.

MIX: Und auch diese Angebote werden genutzt?

IM: Informationen, die den Alltag erleichtern, sind sehr begehrt. Aber auch für sie gilt: Wir können nicht einfach Inhalte und Angebote online stellen und dann warten, bis sie jemand entdeckt. Wir müssen sie sowohl auf elektronischen wie auch auf herkömmlichen Wegen bewerben. Sei es über unseren Newsletter, mit Facebook-Inseraten oder mit klassischen Flyern. Das gilt auch für die Erweiterung der Zielgruppen. Nur weil man eine Facebook-Seite hat, erreicht man nicht plötzlich mehr junge Menschen. Erfreulicherweise stellen wir aber fest, dass wir gerade mit Facebook viele Menschen über unsere üblichen Dialoggruppen hinaus erreichen. ○

→ www.bern.ch/integration

→ www.facebook.com/bern.integration

ANZEIGE



Deutschkurse auf allen Niveaustufen – bessere Integration und mehr Chancen im Beruf

An der Klubschule Migros beginnen regelmässig Deutschkurse auf allen Niveaustufen (A1–C2). Wir führen Sie professionell und zielgerichtet zu den telc-Zertifikaten (A1–C1), deren Prüfungen in unserer Institution

durchgeführt werden. Ausserdem bietet die Klubschule Vorbereitungskurse für die Diplome des Goethe-Instituts an. Verschiedene Aktivitäten ausserhalb des Unterrichts fördern zudem die soziale Vernetzung und Integration.

Infos und Anmeldung unter Tel. 0844 844 900 oder klubschule.ch





Den Jugendlichen einen Platz und eine Stimme geben

Im Kanton Graubünden arbeitet jugend.gr, der Dachverband für Kinder- und Jugendförderung, an niederschweligen Angeboten, um Jugendliche jeglicher Herkunft ins Gemeindeleben zu integrieren.

TEXT: SIMONE LAPPERT

Es ist ruhig an diesem Morgen im Jugendhaus Chur, nur aus dem Keller sind gedämpfte Bässe zu hören. Ein Jugendlicher probe seine Choreografie im Veranstaltungsraum, sagt Nicolas Marx, der Leiter der städtischen Jugendarbeit Chur, der Junge sei sehr diszipliniert. Die Räume des ehemaligen Schulhauses sind denn auch ganz nach den Bedürfnissen der örtlichen Jugend eingerichtet: von sehr günstigen Bandräumen über ein professionelles Tonstudio bis hin zur Werkstatt und einem Gemeinschaftsraum mit Töggelikasten und Küche ist hier alles zu finden. An der Weiterentwicklung seien die Jugendlichen tatkräftig

DAR VOCE E SPAZIO AI GIOVANI

Dal 2005 l'associazione mantello per la promozione dell'infanzia e della gioventù, jugend.gr, si impegna per sviluppare offerte a bassa soglia per integrare giovani di origini diverse nella vita della comunità. Ciò avviene anche presso la Jugendhaus di Coira. Tuttavia, non in tutti comuni vi sono infrastrutture di questo tipo; in alcuni luoghi offerte del genere sono del tutto inesistenti. Per tale motivo l'associazione si impegna a sensibilizzare i comuni all'importanza della promozione dell'infanzia e della gioventù a livello comunale e a sostenerli nella realizzazione di offerte corrispondenti. Ciò può avvenire tramite consulenze fornite a singole persone, a organizzazioni o a comuni, tramite incontri annuali di networking, giornate di formazione o tavole rotonde che coinvolgono le autorità competenti, oppure tramite un ampio studio d'impatto.

beteiligt, so Marx, der ideale Ort, um sich zu begegnen und gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen, etwa ein Musikalbum oder eine Veranstaltung.

Doch nicht in allen Gemeinden sind Einrichtungen wie diese vorhanden, mancherorts fehlen entsprechende Angebote ganz, wie Samuel Gilgen, Fachstellenleiter des Dachverbandes Kinder- und Jugendförderung «jugend.gr» im Gespräch erklärt. Seit 2005 bemüht sich der Verband darum, die Gemeinden für die Wichtigkeit kommunaler Kinder- und Jugendförderung zu sensibilisieren und sie bei der Umsetzung entsprechender Angebote zu unterstützen. Sei es mit Beratungen für Einzelpersonen, Organisationen oder Gemeinden, mit jährlichen Vernetzungstreffen, Bildungstagen, Podiumsdiskussionen unter Einbezug der zuständigen Behörden oder einer breit angelegten Wirkungsanalyse. Die persönliche Präsenz ist dabei laut Marx der Kern der Jugendarbeit. Es brauche Bezugspersonen, jemanden, der da ist. Gerade für Jugendliche mit Migrationshintergrund sei es in der Schule nicht immer einfach und deshalb umso wichtiger, einen Ort zu haben, an dem sie ihre Selbstwirksamkeit jenseits von Leistungsdruck erfahren können. Letztendlich seien Jugendliche aber Jugendliche, sagen Marx und Gilgen, ihre Bedürfnisse seien die von jungen Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft.

Besonders stolz ist Gilgen deshalb auf das Projekt «JugendMobil», ein vollständig eingerichteter Jugendtreff auf Rädern, mit Bühne, Skateranlage und Töggelikasten, in dem ausgebildete Jugendarbeitende kostenlos Gemeinden aufsuchen, die noch wenig Erfahrung im Bereich Jugendförderung haben, um dort vor Ort über drei Wochen hinweg Jugendarbeit zu leisten. Nebst dem Aktivitätsangebot geht es meist darum, Probleme sichtbar zu machen und zuzuhören: «Hinter jedem Konflikt steckt ein Bedürfnis», so Gilgen. «Unsere Aufgabe ist es, dieses zu erkennen und so etwas wie die Anwälte dieser Bedürfnisse zu werden, zu übersetzen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen.» Es gehe um die Befähigung zur Selbstständigkeit, meint auch Marx und freut sich etwa über die Entwicklung zweier Mädchen mit kurdischen Wurzeln, die als Kinder in einem begleiteten, von der Jugendarbeit angebotenen Spielprojekt mitgemacht haben, später selbst in die Betreuung eingestiegen sind und nun Lehrstellen in diesem Bereich suchen. Projekte wie diese erleichtern Jugendlichen den Anschluss, die ihn sonst nicht finden würden, ist er überzeugt. Aber Marx und Gilgen sind sich einig: Es gibt noch allerhand zu tun. ○

→ www.jugend.gr→ jugendarbeitchur.ch

ANZEIGEN

**Die MIX
2 × jährlich
gratis im
Briefkasten!**

**Jetzt abonnieren:
www.mixmagazin.ch/bestellen**

LERNFORUM
Sprachen, Nachhilfe, Prüfungsvorbereitung

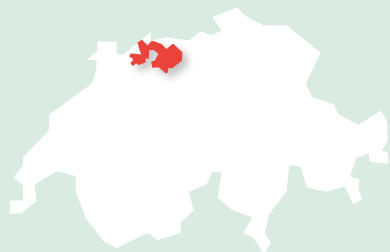
*Unsere Deutschkurse
für Migrantinnen und
Migranten sind Spitze!*



LERNFORUM Chur GmbH · Calandastrasse 38 · 7000 Chur
Telefon 081 353 63 62 · www.lernforum.ch

BLOOMING BRAIN

EDUQUA



Push-Nachrichten statt Broschüren

Elternbildungsangebote erreichen nicht alle Mütter und Väter gleichermaßen. Die Parentu-App möchte diese Lücken schliessen – auch im Baselbiet.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Ich war sehr auf mich alleine gestellt», blickt Yasmin Awelker in die Zeit nach der Geburt ihres inzwischen zweijährigen Amanuel zurück. «Ich hatte ja keine Familie hier, die mir Ratschläge geben konnte.» Die junge Mutter aus Münchenstein ist vor fünf Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen und lernte Unterstützungsangebote erst nach und nach kennen. «Mir waren auch die hiesigen, teilweise sehr ungewohnten Erziehungs- und Betreuungsgewohnheiten nicht geläufig», gibt die 21-Jährige zu bedenken. Bis heute lerne sie jeden Tag dazu. Seit März auch mit der Parentu-App, die sie im Rahmen einer vom Kanton Basel-Landschaft mitfinanzierten und in mehreren Gemeinden und Kantonen durchgeführten Pilotphase kennengelernt hat – mit Begeisterung, wie sie versichert.

Hin zur Bringschuld

Das freut Peter Hruza, Mitinitiator des Angebots, das Eltern kostenlos und mehrsprachig mit Informationen rund um die Erziehung und kindliche Entwicklung versorgt. «Ohne dabei belehrend zu sein, richten wir uns bewusst an vulnerable Gruppen, die keinen oder nur schlechten Zugang zu Bildungsinformationen haben», erklärt der Sozialarbeiter. Zwar würden viele Kanäle in unterschiedlichen Sprachen existieren, «sie basieren aber fast immer auf Holstrukturen. Wir kehren das um und bedienen die User auf ihren Smartphones regelmässig mit Tipps, die dem jeweiligen Entwicklungsstand entsprechen», so der Co-Projektleiter. Sein Team um Fachpersonen aus den Bereichen Soziales, Bildung und Integration kann dafür auf fundiertes Material von kantonalen Gesundheitsdepartementen, der Elternbildung Schweiz und anderer Partner bauen. Erklärtes Ziel ist es, möglichst attraktive und breit gefächerte Basisinformationen anbieten zu können.

Mehrwert für Institutionen

Um dies zu erreichen, basiert Parentu auf einem Kooperationsmodell. «Es bietet Behörden und Institutionen wie zum Beispiel der Mütter- und Väterberatung oder Tagesheimen die Möglichkeit, unsere Texte, Bilder, Kurzfilme und Audio-Files mit eigenen Nachrichten zu ergänzen; etwa mit nach Postleitzahl eingrenzenden Veranstaltungshinweisen», so Hruza. Die erfolgreiche Pilotphase habe bewiesen, dass dieses Modell eine Zukunft habe. «Nun sind wir in der Einführungsphase und gehen aktiv auf weitere potenzielle Partner zu», so der umtriebige Luzerner. Das nicht gewinnorientierte Projekt finanziert sich neben den Beiträgen der Projektpartner hauptsächlich über Stiftungsgelder, Beiträge der öffentlichen Hand und Privatspenden.

Direkter Zugang zu Usern

Die Kooperationspartner sind auch ein entscheidender Schlüssel im Erreichen von neuen Nutzerinnen und Nutzern. «Kindererziehung ist Vertrauenssache. Deshalb ist es wichtig, dass Eltern die App über vertrauenswürdige Wege kennenlernen», betont Hruza. Der Trägerverein suche daher die enge Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen vor Ort, «damit Parentu in die lokalen Kommunikationsstrategien eingebunden werden kann». Dazu gehöre das persönliche Vorstellen der App, etwa im Rahmen von Netzwerkveranstaltungen von Gemeinden und Institutionen. Auch deshalb reist er gegenwärtig viel herum. Derweil ist Yasmin Awelker zufrieden, dass sie ihren Bub endlich einmal in Ruhe baden konnte. «Letzthin habe ich eine Videonachricht bekommen, die zeigt, wie man Kleinkinder beim Waschen ablenken kann – wissen Sie, Amanuel hasst Wasser», erzählt sie lachend.

→ www.parentu.ch

ANZEIGEN

**Die MIX
tweetet
und postet
auch!**

www.twitter.com/mix_magazin
www.facebook.com/mixmagazin

Kompetenzzentrum für Integrationsfragen

Unsere Angebote

- Dolmetsch- und Übersetzungsdienst
- Staatskundekurse
- Mehrsprachiger Beratungsdienst
- Individuelle Firmenlösungen
- Deutsch in Spielgruppen
- Trainings in Interkultureller Kommunikation
- Deutschkurse und anerkannte Deutschprüfungen



Ausländerdienst Baselland

Bahnhofstrasse 16, 4133 Pratteln
Telefon 061 827 99 00, Fax 061 827 99 09
info@ald-bl.ch, www.ald-bl.ch

Woher kommst du eigentlich? *Ist diese oft gestellte Frage gut gemeinter Ausdruck ehrlicher Neugierde und total legitim oder steht womöglich doch mehr dahinter? Etwa die unterschwellige Bot-*



schaft: Du siehst anders aus, also gehörst du nicht zu 100 Prozent hierher. Dies wird im deutschsprachigen Raum derzeit kontrovers diskutiert. Während die einen darin eine Form von rassistisch motivierter Ausgrenzung sehen, fühlen sich andere als Opfer einer hysterischen Gesellschaft, die sie unter dem

Deckmantel der Political Correctness mundtot machen will. So diametral entgegengesetzt die Meinungen auch sein mögen, sicher ist: Öffentliche Diskurse wie diese führen uns vor Augen, dass es auch in der Schweiz darum geht, Identitäten neu zu definieren und sie den veränderten gesellschaftlichen Realitäten anzupassen. Die MIX wollte von zwei Afro-



schweizerinnen wissen, wie sie mit der vermeintlich unverfänglichen Frage umgehen.



Sagen auch Sie uns Ihre Meinung!

→ www.facebook.com/mixmagazin

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS



Herkunft in Zahlen *Danielle*

FOTOS: ZVG

Noelle Harris weist auf die Komplexität der Frage hin.

Wo kommst du her? – eine Frage deren Antwort je nach Jahrzehnt von Begeisterung bis Ekel hervorruft. Hier einige Beispiele möglicher Antworten auf diese Frage in meinem Fall, als Doppelbürgerin mit der amerikanischen und schweizerischen Staatsangehörigkeit.

Frage: Wo kommst du her? Ich komme aus New York. Mögliche Antwort: Ah, coole Stadt, wollte ich auch schon immer mal hin.

Ich komme aus New York. Mögliche Antwort: Ah, aber das ist nicht wie der Rest der USA.

Ich komme aus New York. Mögliche Antwort: Ah, in dieses Land würde ich nie reisen, das interessiert mich nicht.

Chinesische Parteifunktionäre versuchen in Gesprächen mit Ausländern oft, deren Meinung über China zu erfahren. Sobald man eine bestimmte Charakteristik oder eine Erfahrung mit dieser sehr alten Kultur ausgesprochen hat, erhält man eine Einschätzung seiner Heimat als Rückmeldung. Diese Rückmeldung erfolgt in statistischen Zahlenverhältnissen. Ein Versuch, mit Zahlen eine Frage zu beantworten, die mir so oft gestellt wurde, dass ich sie kaum noch beachte. Da die Frage sowie die Antworten den Rahmen der Belanglosigkeit, den Smalltalk, selten überwinden.

Die Schweiz und die USA in Zahlen:

USA: Gesamtbevölkerung 325 Millionen; Ethnien: White American, White Hispanic, Black American, Asian Hispanic, Asian American, American Indian, Alaska Native, Native Hawaiian, Pacific Islander, Mixed Race etc.

Schweiz: Gesamtbevölkerung 8,3 Millionen, Ethnien nicht aufgeführt. Ausländeranteil an der ständigen Wohnbevölkerung 25 Prozent. Die zehn häufigsten Nationalitäten der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung: Italien (311 742), Deutschland (360 691), Portugal (267 474), Frankreich (122 970), Kosovo (106 879), Spanien (82 334), Serbien (71 260), Türkei (69 215), Mazedonien (64 448), Grossbritannien (41 766).

Meine chinesische Antwort «as half American» mit dem Schweizer Pass, dunklem Teint und Solothurner Dialekt spiegelt die Komplexität der Frage wieder. ○

Danielle Noelle Harris ist selbstständige Designerin und unterrichtet am Institut für Modedesign in Basel.



Die Schweiz ist nicht nur weiss

Jovita Pinto fordert andere Vorstellungen von Zugehörigkeit.

Es gibt wohl keine Frage, die den europäischen Alltagsrassismus besser auf den Punkt bringt als «Woher kommst du?». Seit der Kolonialzeit führen uns Werbung, Kinderbücher, Politdebatten und Zeitungen vor, dass Europa der Kontinent der Moderne ist, Heimat der Aufklärung, Ursprung der Menschenrechte und Staatsdemokratie. Die Menschen, die diese Kultur horten, sind weiss: Sie heissen Müller, Meyer oder Moser, haben eine rosa durchgezogene Haut, nicht allzu dunkle und mit Präferenz glatte Haare. Wer dem nicht entspricht, wird verdächtigt, vom «Rest der Welt» zu sein, von einem der rückständigen Orte, wo Ungleichheit und Archaik fortbestehen und die Menschen nicht weiss sind. Während diese Annahme ausserhalb von Europa koloniale Projekte legitimierte, wird sie nun mitten unter «uns» für soziale, ökonomische und politische Ausschlüsse herangezogen.

Wenn also Nichtweissen diese Frage gestellt wird, schwingt meist schon ein Teil der erwarteten Antwort mit: «Du bist nicht von hier!» Wenn ich als schwarze Schweizerin sage, «Doch!», gibt es wenig Akzeptanz: «Und deine Eltern? Deine Grosseltern? Bist du adoptiert?». Die Fragerei endet, wenn mein aussereuropäischer Vorfahre gefunden ist. Die Neugierde bestätigt, was «sie» schon lange wussten: Weiss sind aus Europa, die anderen nicht. Weisssein erlaubt es, zu überwachen, wer dazugehört und wer nicht.

«Bei der Frage fühle ich mich verloren», «Sie ist entwaffnend», «Sie kommt immer als Erstes», «Die Frage nervt!», erzählen mir schwarze Freundinnen. In der Öffentlichkeit werden ihre Stimmen als unverständliches, störendes Rauschen wahrgenommen, denn über Rassismus wird weiterhin am liebsten geschwiegen. Unsere Antennen müssen neu ausgerichtet werden. Wir müssen unsere heimischen Ausschluss-traditionen verlernen, andere Vorstellungen von Zugehörigkeit in Umlauf bringen und uns Schweizer Geschichte mit Nichtweissen anhören. Die bessere Frage wäre: «Wohin wollen wir?» ○

*Jovita Pinto ist wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bern und Mitglied von Bla*Sh – Netzwerk Schwarzer Frauen in der Deutschschweiz. Sie lebt in Zürich.*



Eine runde Sache *Die Schweiz ohne Bratwurst ist wie Italien ohne Spaghetti – einfach unvorstellbar. Doch schon die alten Griechen wussten aromatisch gefüllte Tierdärme zu schätzen – oder waren es doch die Chinesen?*

TEXT: GÜVENGÜL KÖZ BROWN
FOTO: CLAUDIA LINK

Es ist so eine Sache, wenn man sich auf Spurensuche von Nahrungsmitteln begibt. Oftmals scheinen unsere erfindungsfreudigen Vorfahren kulinarische Entdeckungen auf der ganzen Welt parallel und unabhängig voneinander gemacht zu haben. So lässt sich auch die «erste» Wurst weder zeitlich noch geografisch exakt verorten. Fest steht nur, dass sie eines der ältesten Nahrungsmittel ist. Bereits vor 7000 Jahren haben sie Ägypter, Chinesen und Syrer in künstlerischen Malereien und Zeichnungen verewigt. Auch in der griechischen Literatur der Antike wird ihr Ehre zuteil. Im 18. Kapitel von Homers «Odyssee» sagt Antinoos: «Hier sind Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet, die wir zum Abend-schmaus auf glühende Kohlen gelegt. Wer nun am tapfersten gekämpft und seinen Gegner besieget, dieser wähle sich selbst die beste der bratenden Würste.»

Wo die Griechen sind, können die Römer nicht weit weg sein. Entsprechend galten auch sie als wahre Wurstliebhaber. Der Überlieferung nach assen sie besonders gern ganze, mit Würsten gefüllte Schweine. Im Mittelalter schliesslich entwickelte sich Europa zur weltweiten Wursthochburg – so auch die Schweiz. Die wohl bekannteste hierzulande ist die St. Galler Bratwurst, die erstmals 1438 urkundlich erwähnt wurde.

→ In dieser Rubrik stellt die MIX Alltägliches mit Migrationshintergrund vor, das wir längst eingebürgert und ins Herz geschlossen haben. Nächstes Mal: das Schwyzerörgeli.

Halt die Fr...ansen deiner Flagge

Entschuldigen Sie bitte meine Wortwahl. Mir ist durchaus bewusst, dass es sich bei der Schweizerischen um eine Fahne handelt. Sie ist ein Unikat und nicht ein ersetzbares Tuch. Schon klar.

Das war gar nicht die Wortwahl, die Sie irritiert hat? Verstehe. Sie dachten, ich wollte den Satz anders beenden? Wollte ich auch. Aber die Schweiz hat die Freundlichkeit erfunden. Genau wie Mülltrennung und Wissenschaft. Das gibt's auch nur in der Schweiz.

Dann verbietet einem aber auch die Political Correctness den Mund. Manchen zumindest. Andere begehren auf, wehren sich mit Vorwürfen der Bevormundung und Unterdrückung. Geschichtsverleumdung und Traditionsraub prangern sie an.

Arme Schweiz, die du nur aus Werten bestehst, die andere Länder auch kennen. Arme Schweiz, deren Traditionen deine kolonial belastete Vergangenheit offenbaren. Wenn man dir all das nimmt, dann hast du doch gar nichts mehr. Dann bist du doch gar nichts mehr. Das denkst du. Und dann hast du Angst. Verständlich.

Aber: Niemand will dir was wegnehmen. Schon gar nicht deine irrelevanten Erinnerungen an gewisse Kinderbücher, -lieder und -süssigkeiten. Behalt die ruhig für dich. Dafür interessiert sich echt niemand. Auch nicht gut? Desinteresse macht dich traurig? Bettelst du etwa um Aufmerksamkeit?

Ach, heul doch in die Fransen deiner Fahne. Schmiege dich an die rot-weiße Synthetik. Lass dir Zeit dabei. Und wenn du dich beruhigt hast, legst du deinen vergleichsweise langweiligen Nationalumhang ab und gesellst dich zu uns in die reale Schweiz. Wir fragen nicht, woher du kommst. Nur, wohin du gehen möchtest. Wie wär's mit italienischem Gelato, türkischem Döner oder äthiopischem Injera? Wer hat's erfunden? Genau, die sogenannten Fremden.



AMINA ABDULKADIR
IST SLAMPOETIN, AUTORIN
UND KÜNSTLERIN.
FOTO: STEFAN GANZ

Der Inländervorrang ist älter als das Ragusa *In tatsächlichen und vermeintlichen Krisenzeiten war die Forderung nach einem Inländervorrang schon mehrmals schnell zur Hand. Vielleicht zu schnell.*

TEXT:
SIMONE LAPPERT
BILD:
BERNISCHES
HISTORISCHES
MUSEUM

Als die Schweiz im Februar 2014 nach emotionalen Debatten über die Masseinwanderungsinitiative abstimmt, zeigte sie sich für Einwanderungswillige nicht von ihrer Schokoladenseite. 50,3 Prozent der Stimmberechtigten haben die Verfassungsänderung angenommen und sich für die Einführung von Kontingenten zur Limitierung der Zuwanderung ausgesprochen. Noch ist nicht definitiv entschieden, in welcher Form das genau umgesetzt werden soll und kann. Die Diskussionen gehen weiter.

Was dabei gerne vergessen geht: Die Forderung nach einem Inländervorrang ist keine Erfindung des 21. Jahrhunderts. Bereits im ausklingenden 19. Jahrhundert wurde die Schweiz im Zuge der schnell voranschreitenden Industrialisierung zu einem von vielen Einwanderungsländern. Menschen verliessen ihre Heimat, um in Übersee neu anzufangen oder dank dem Bauboom in weiten Teilen Europas dem Ruf nach billigen Arbeitskräften nachzukommen. Städte wuchsen, Gebäude wurden höher, die Erfindung der Eisenbahn schuf zahlreiche Streckenbaustellen, es gab viel zu tun – auch in

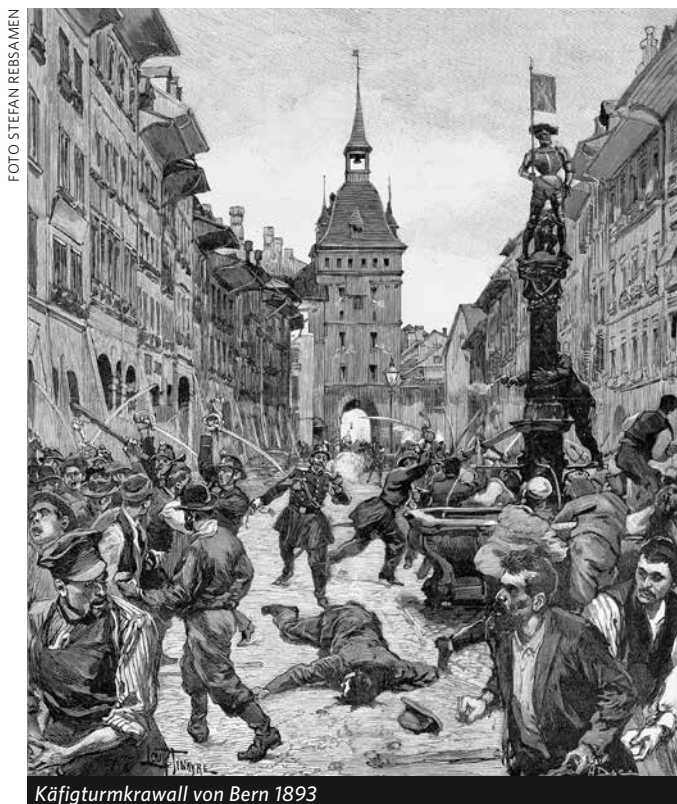
der Schweiz. Was unweigerlich zu vielen politischen Diskussionen rund um die von jenseits der Grenze herbeieilenden Arbeiter führte.

In der Bundesstadt etwa kam 1893 der Begriff «Italienfrage» auf, nachdem arbeitslose Handlanger auf Berner Baustellen mit Knüppeln gegen italienische Arbeiter vorgingen, deren Anzahl seit dem Gotthardbau zugenommen hatte. Eine Konkurrenzsituation, die zu jener Zeit in städtischen Gebieten kein Einzelfall war. Zwar war der Bedarf an Arbeitskräften gross, doch gerade gering qualifizierte Schweizer Arbeiter standen offenbar immer wieder in Konkurrenz mit den Arbeitskräften aus Italien. In der Folge entstand 1893 in Bern ein Handlangerbund, der in seinen Statuten den «Schutz seiner Mitglieder gegen übermässigen Andrang auswärtiger Arbeitskräfte» forderte. Die Sozialdemokraten lancierten sogar eine Initiative mit dem Titel «Gewährleistung des Rechts auf Arbeit», in der ebenfalls «gesetzlicher Schutz der einheimischen Arbeiter vor fremder Konkurrenz» gefordert wurde. Die Antwort der Stadt Bern waren aber nicht geschlossene Grenzen, sondern die Einführung der ersten städtischen Arbeitslosenkasse der Schweiz. Mit dem kleinen Makel, dass sie nur für Arbeiter mit Schweizer Herkunft zugänglich war.

Obwohl die Anzahl der Ausländerinnen und Ausländer zwischen den beiden Weltkriegen stetig abnahm, dominierte ein zunehmender Überfremdungsdiskurs Politik und Gesellschaft. Bereits 1933 wurde seitens der Bundesbehörden ein Arbeitsverbot für Flüchtlinge verhängt, die zudem schnellstmöglich in Drittländer abgeschoben wurden. Begründet wurden die Massnahmen damit, dass man antisemitischen Reaktionen vorbeugen wolle. Die «Italienfrage» war schleichend in die sogenannte «Judenfrage» übergegangen.

Wie verworren die Interessen und Argumente im Überfremdungsdiskurs bisweilen ineinander greifen, bekam auch der jüdische Chocolatier Camille Bloch zu spüren. 1935 konnte er im jurassischen Courtelary dank eines Kredits der Gemeinde eine in Konkurs gegangene Papierfabrik übernehmen, um sie in eine Schokoladenfabrik umzuwandeln. Unter der Bedingung allerdings, nur Einheimische einzustellen. Während des Zweiten Weltkriegs mischte Bloch seinen Schoggistängeln günstige Haselnüsse anstelle des knapp gewordenen Kakaos bei und erfand so den Bestseller Ragusa. Doch nicht allen waren die Leckereien aus jüdischem Haus genehm. Firmenintern rüsteten sich bereits Mitarbeiter, um den Betrieb bei einem allfälligen Einmarsch der Nationalsozialisten zu übernehmen.

Je freier der Markt, so scheint es, desto schneller dreht sich der Wind und desto häufiger ertönt von verschiedenen Seiten der Ruf nach geschlossenen Grenzen. Ein Blick in die Geschichtsbücher mahnt zur Skepsis, wenn es um vermeintliche Schnelllösungen wie den Inländervorrang und Grenzschliessungen geht. ○



Käfigturmkravall von Bern 1893



«Comprar gato por lebre» *Wer nicht übers Ohr gehauen werden möchte, sollte sich hüten, Geschäfte ungeprüft abzuschliessen. Seit dem Mittelalter warnt uns eine weise Redewendung davor, die Katze im Sack zu kaufen. In portugiesischsprachigen Ländern setzt man ebenfalls auf die Katze, um Gutgläubige vor Blendern zu schützen. Allerdings muss sie sich dort die Hauptrolle mit einem Kaninchen teilen.*

ILLUSTRATION: ISABEL PETERHANS

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT

Impressum 2/2017

www.mixmagazin.ch
www.facebook.com/mixmagazin
www.twitter.com/mix_magazin

Die MIX erscheint zweimal jährlich und kann kostenlos abonniert werden:
www.mixmagazin.ch/bestellen

HERAUSGEBER

Sicherheitsdirektion Kanton Basel-Landschaft
 Fachbereich Integration
 Tel. 061 552 66 53
www.integration.bl.ch

Präsidialdepartement Kanton Basel-Stadt
 Fachstelle Diversität und Integration
 Tel. 061 267 78 40
www.integration.bs.ch

Gesundheits- und Fürsorgedirektion Kanton Bern
 Abteilung Integration
 Tel. 031 633 78 17
www.be.ch/integration

Amt für Migration und Zivilrecht Kanton Graubünden
 Fachstelle Integration
 Tel. 081 257 26 02
www.integration.gr.ch



REDAKTION

Umlaut - Büro für Kommunikation
 Güvengül Köz Brown, Philipp Grünenfelder
 Tel. 061 322 18 08
www.umlaut.ch

Mit Beiträgen von Amina Abdulkadir, Simone Lappert, Danielle Noelle Harris und Jovita Pinto

GESTALTUNG

Konzept: büro basel, Sibylle Ryser und Andrea Gruber
www.bürobasel.ch
 Layout: Sibylle Ryser, www.sibylleryser.ch
 Assistenz: Claudio Rinaldi

Titelbild: © Nicole Starosielski, Autorin des Buches
 «The Undersea Network»

DRUCK

Mittelland Zeitungsdruck AG
 Auflage: 50 000 Exemplare